

# Niemand fragte nach, wie es meiner Tochter geht

Werde ich heute gefragt, ob ich als Mutter einer psychisch kranken Tochter Stigmatisierung oder gar Diskriminierung erfahre, fällt meine Antwort anders aus als zum Zeitpunkt ihrer Erkrankung. Damals litt ich sehr unter dem Unverständnis vieler Menschen. Heute kann ich mich zur Wehr setzen.

Von Franca Weibel

**Z**eit heilt alle Wunden, heisst es. Das Sprichwort wird nicht zu Unrecht gerne zitiert: Man braucht Zeit, um Schicksalsschläge zu überwinden. Hat man eine gewisse Distanz dazu gewonnen, sieht man die Dinge oft aus einem ganz anderen Blickwinkel. Als die Krankheit meiner Tochter zu ersten Klinikeinweisungen führte, fühlte ich mich ständig und von allen diskriminiert. Ich arbeitete damals mit einer Kollegin zusammen, deren fünfjährige Tochter an Krebs erkrankt war. Das war für alle ein Schock und sie litten mit der Mutter mit, die so plötzlich mit einer Realität konfrontiert war, die schlimmer nicht hätte sein können. Der Arbeitgeber kam ihr sehr entgegen. Er gab ihr so oft als nötig frei, damit sie ihre Tochter zur Chemotherapie begleiten konnte. Man zeigte Verständnis für die neue Lebenssituation und versuchte zu helfen.

Bei mir war das anders. Ich hatte von Anfang an kein Geheimnis daraus gemacht, dass meine Tochter in einer psychiatrischen Klinik war. Dennoch fragte niemand nach, wie es ihr ging. Es wurde einfach nicht darüber geredet. Niemand war da, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Versuchte ich es trotzdem, bekam ich schnell zu spüren, dass eine psychische Erkrankung nicht den gleichen Stellenwert hat wie eine körperliche. Im Gegenteil: Auch heute noch herrscht der Irrglaube, dass jeder selber daran schuld sei, wenn er psychisch erkrankt. Diese Haltung empfand ich damals als diskriminierend. Heute ist

mir bewusst, dass viele Menschen schlecht über psychische Krankheiten informiert sind und ich kann verstehen, dass sie Angst haben darüber zu sprechen und deshalb lieber das Thema wechseln.

Tief getroffen hat mich seinerzeit auch die Einstellung einiger Lehrkräfte meiner beiden jüngeren, gesunden Töchter. Die Tatsache, dass ihre Schwester psychisch erkrankt war, gab immer wieder dazu Anlass, mich ins Lehrerzimmer zu zitieren. Wurden sie zusammen mit MitschülerInnen beim Rauchen auf dem Schulhof erwischt, war ich oft die einzige Mutter, die deswegen antraben musste. Es wurde mir mehrmals geraten, meine Töchter beim Schulpsychologen abklären zu lassen. Hätte ich nicht die Unterstützung eines liebewürdigen Lehrers gehabt, wäre ich oft verzweifelt. Er versicherte mir immer wieder, dass sich meine Töchter nicht anders verhielten als andere Jugendliche. Das hat gut getan und ich werde diesen Lehrer immer in liebevoller Erinnerung behalten.

## Damals habe ich gelitten, heute würde ich mich wehren

Es gab viele Situationen, in denen ich mich stigmatisiert und diskriminiert fühlte. Die Krankheit meiner ältesten Tochter hat mich und meine beiden jüngeren Töchter zeitweise einsam gemacht. Wir haben Freunde verloren, aber auch umso wertvollere gefunden. Heute würde ich vieles anders ma-

chen. Ich würde mich gegen jegliche Form der Diskriminierung zur Wehr setzen. Ich würde nicht mehr zulassen, dass Fremde und Bekannte die Krankheit meiner Tochter nicht ernst nehmen. Ich würde lauthals rebellieren, wenn jemand sagen würde: "Ihre Tochter müsste nur wollen." Aber damals war ich mitten drin, habe gelitten und ausgehalten, mich schuldig gefühlt und geschwiegen.

Zeit heilt Wunden. Die Tochter meiner ehemaligen Arbeitskollegin hat ihren Krebs überstanden. Es geht ihr heute gut. Und meine eigene Tochter? Sie hat eine enorm starke Willenskraft, mit der sie Berge versetzen kann. Sie lehrt mich immer wieder, dass es ein Leben mit dieser Krankheit gibt, ein gutes und ein sinnvolles Leben. Sie hat mich gelehrt, die Welt mit ihren Augen zu sehen. Eine Welt, die eben auch bunter und intensiver sein kann als die, in der wir anderen leben. Eine Welt, in der eine Blume nicht nur eine Blume ist, sondern etwas Wundervolles, das mit Respekt behandelt werden will, so wie wir alle – auch Menschen mit einer psychischen Erkrankung und deren Angehörige.



*Franca Weibel, Mutter dreier Töchter, ist Präsidentin des Dialog-Vereins Winterthur und Mitglied der Stiftungsversammlung von Pro Mente Sana*